

Paris sollte einer der drei Grazien den Preis reichen, und die Menschheit hat bis heute nicht aufgehört, um seinen Apfel zu ringen. Und das mit Recht. Denn das antike Märchen ist ja nichts als ein Symbol — Symbol für die stürmische Sehnsucht aller wertvollen Menschen, das Ideal zu erreichen. Sehnsucht nicht nur des irdisch Gesinnten, im höchsten Maße ist es Sehnsucht des Christen. Und wenn kein sagenhafter Königsohn, wenn Christus, der Weltenherr, es ist, der das Werturteil abgibt — wem sollte das Herz nicht darnach entbrennen, als Sieger aus diesem Wettbewerb hervorzugehen? Aber was ist das Ideal? Das Höchste, das ein Mensch erreichen kann? Da hier von Frauenwegen gesprochen sein soll — was ist Christi Ideal der Frau?

In tausendfacher Mannigfaltigkeit liegen Frauenschicksale, Frauenberufe heute da. Wie hat sich doch der Lebensweg verzweigt! Im Ursprung erschien er so klar — und doch birgt Evas Schicksal schon fast alle Möglichkeiten in sich. Aus Adams Rippe geschaffen, dem einsamen Mann zur Gefährtin, genießt sie die Wonnen des Paradieses. Erlebt die selige Vereinigung mit Gott, da der Herr „in der Mittagsstunde“ mit dem ersten Menschenpaar sprach. Erlebt aber auch die Versuchung und pflückt und reicht die Sünde vom unheilvollen Baum. Sie bereut, sie sühnt, sie gebärt Kinder und sieht deren Tugend, Schuld und Tod, sie arbeitet, sie übermittlelt die großen Uroffenbarungen der Menschheit. Sie stirbt schließlich im Frieden — die sündige Stammutter, der die Kirche ein Heiligenfest eingeräumt hat. Und es wird ihr die unausdenkbar selige Stunde der Erlösung am ersten Karfreitag.

Reiches Frauendasein! In tausenderlei Formen leben ihre Töchter bis zur Jetztzeit alles nach. Aber die Fülle der Lebensweisen hat die große Form gesprengt. Zehntausend Fäden gibt es jetzt, wo Eva alles in einer Hand hielt. Und jede Frau muß sich entschließen, dieses oder jenes zu ergreifen, das dann ihr Schicksal wird. Da wacht die Frage auf — was ist das beste? Apfel des Paris!

Ich habe hier eine zufällig gewählte Zahl von Biographien vor mir liegen. Lebensbeschreibungen interessanter Frauen aller Jahrhunderte und Stände. Sie sind nach keinem Gesichtspunkte ausgewählt, nicht annähernd alle Berufe sind vertreten. Viele der größten, wertvollsten Frauen der

Weltgeschichte fehlen ganz. Eine zufällige Zusammenstellung. Nur eines haben sie gemeinsam — es waren alles bedeutende Menschen. Keine feigen, keine halben. Jede hatte ein Ideal und kämpfte darum. Im letzten führte jeder dieser Lebenswege zu Christus. So mag es nun verlocken, diese Berichte zu lesen und zu vergleichen. Immerhin sind sie mannigfach genug, das Wesen „Frau“ zu zeichnen. Das Wesen „gute Frau“ jedenfalls. Das Wesen solcher, die nach dem Höchsten strebten. Man kann sie in Gruppen zusammenfassen. Fürstinnen sind darunter: Mathilde, Adelheid, Kunigunde — die Gattinnen der gewaltigen Sachsenkaiser. Maria Theresia, die große Habsburgerin. Und Elisabeth von Thüringen, die lieblichste aller deutschen Herrschergestalten. Dann Königinnen eines geistigen Reiches: die Ordensstifter Mary Ward und Magdalena Sophie Barat. Auch Stille, Unbekannte, die zum Segen für Tausende geworden: Dorothea Fromm, Eleonore Gräfin Stolberg, „Mutter Eva“ von Tiele Winckler. Jede von diesen drei kam aus einem anderen Kreise und hatte doch die gleiche Lebensaufgabe: Stifte und Horte zu gründen für die Ärmsten und Verlassensten ihres Volkes. Catharina Sturzenegger, die sonderbare Frau, die als Lehrerin, Posthalter und schließlich Kriegsberichterstatter in Japan und Serbien ein segensreicher Wohltäter für viele ward. Und Maria Theresia Ledóchowska, die Gründerin der Petrus-Claver-Sodalität. Andere, denen kein Wirkungskreis beschieden schien: Madeleine Sémer, die glaubenslose Französin, die durch leidensreiches Suchen bis zur Mystikerin heranreifte. Maria Sauer, unauffällige Lehramtskandidatin, ein krankes, empfindsames Mädchen, das sich zur Heiligkeit durchrang. Auf einsam steiler Höhe und Vollkommenheit schließlich zwei gewaltige Büsserinnen und Beterinnen — Dorothea von Preußen, die Leuchte des hohen Ostens. Und Miriam von Abellin, das Arabermädchen. Vielfältiges Evaschicksal!

Da sie, historisch gesprochen, die ersten sind, soll von den Herrscherinnen zuerst die Rede sein. Von Mathilde, Adelheid und Kunigunde<sup>1</sup>, den großen Kaiserinnen des 10. und 11. Jahrhunderts, von Maria Theresia, der Habsburgerin. Und dann von Elisabeth von Thüringen.

Sehr klein kommen wir Menschen des Heute uns vor, wenn wir uns mit den Gestalten und Gestaltern des frühen Mittelalters messen! Was waren das große Menschen! Alle Leidenschaften mußten wohl damals

---

<sup>1</sup> Ba e u m e r, Gertrud: Männer und Frauen im geistigen Werden des deutschen Volkes. Tübingen, Wunderlich 1934, 396 S., 8<sup>o</sup>, 6.50 M.

heißer durch die Adern brausen — die guten wie die schlechten! Auch diese frühdeutschen Kaiserinnen waren solch leidenschaftliche Menschen — wenn sie glühend Anteil nahmen an den Geschicken des Reiches und jahrein, jahraus mit dem Kaiser in Sattel und Reisewagen zogen, auch während der anstrengendsten Kriegszüge, wie wir es besonders von Adelheid wissen. Wenn sie in Liebe und Haß ihrer ungebärdigen Kinder verstrickt waren und nicht ohne Schuld an den blutigen Bruderkämpfen der Ottonen. Wenn ihr Groll gegen Reichsfürsten oder wilde Nachbarn unpolitische Wogen schlug. Oder wenn sie mit den zügellosen Fürsten jener Zeit allein fertig werden mußten, wie etwa Adelheid, die als 17jährige Witwe dem brutalen lombardischen König Berengar zu trotzen wußte. Trotz körperlicher Mißhandlung, trotz Kerkerhaft, aus der sie sich einen Ausweg grub und halb verhungert durch das kriegerische Norditalien floh, beugte sie sich nicht. Adelheid, die kühne Frau, die durch 27 Jahre Mitregentin des ersten Otto war, seine Hauptstütze besonders in Italien, die für Sohn und Enkel die Regierung führen mußte, das Reich immer wieder aufrichtend, wenn Jugend oder Unverstand der Nachkommen den Krieg an allen Ecken des Riesenstaates auflodern ließen. Diese deutschen Kaiserinnen hatten ein sehr weites Arbeitsfeld. Das richtige Volksempfinden der Zeit teilte die Herrscherpflichten zwischen Mann und Frau: Des Kaisers war es, Mehrer und Hüter des Reiches zu sein, der Kaiserin aber, die kulturellen Arbeiten zu leisten und als Fürsprecherin bei den Gerichtsverhandlungen aufzutreten, sei es, Gnade für Verurteilte, sei es, Hilfe für Unterdrückte zu verlangen. Das war Anrecht und Pflicht der Kaiserinnen und jede von ihnen hat häufig davon Gebrauch gemacht. Kaiser Heinrich I. dankt öffentlich seiner Frau, da er sterbend von ihr Abschied nahm, daß „Du unseren Zorn unermüdet beschwichtigt, auch sehr oft von der Ungeerechtigkeit zur Gerechtigkeit gerufen“ — wahrlich, ein königliches Amt! Aber das wesentlichste war das Kulturelle. Daher sehen wir, wie alle Kaiserinnen Stifter und Förderer der Klöster werden, die damals die einzigen Kulturbringer waren. Doch sollten diese Frauen die Gottesburgen nicht nur errichten, sie waren, zumal für die Frauenklöster, auch oberste Autorität. Laienäbtissinnen könnte man sie nennen, die Verantwortung für Zucht und geistige Blüte ihrer Stifte lastete schwer auf ihnen. All das kann äußere Tätigkeit genannt werden, aber Fürstinnen wie Mathilde, Adelheid oder Kunigunde, und die ihnen glichen, haben es nicht äußerlich betrieben. Zutiefst und zuerst fühlten sie sich als Christen und das hieß: allezeit den

Dienst des Herrn verrichten. Mit diesen Gedanken füllten sie ihr Leben aus — das Scharlachgewand der Kaiserin, und oft genug darunter das Bußhemd. Prunkende Feste und Empfänge, aber dazwischen, so berichtet der Chronist, schleicht die Herrin in die Kapelle und verbringt viele Stunden der Nacht hier im Gebet. Sogar im Reisewagen, steht es von Mathilde geschrieben, und im Sattel kam das kirchliche Stundengebet zu seinen Rechten. Sakrales Almosengeben, bevor man selber das Brot brach, körperliche Arbeit in irgend einer Form, um dem Menschheitsgesetz der Stammeltern zu folgen, heroische Bußübungen, wenn das heiße Blut zu unrechten Handlungen verführt hatte — das ist das Bild dieser fürstlichen Frauen. Die dann auch in Sack und Asche, aber vom Gebet des zusammengerufenen Volkes und Klerus getragen, in patriarchalischer Größe gestorben sind. Große christliche Menschen.

Näher, verständlicher, aber nicht geringer ist Maria Theresia<sup>2</sup>. Auch sie eine Frau von überragenden Gaben des Geistes und des Herzens. Eine gewaltige Aufgabe ward ihr gestellt! Es galt, einen weiten, schweren Weg zu machen, bis aus der wehrlosen, von allen verlassen Frau, die hilflos flehend die Ritterlichkeit der ungarischen Herren anrufen mußte, die Kaiserin des großen, gesicherten Österreich geworden. Maria Theresia ist ihn siegreich gegangen! Fast größer waren die kulturellen Forderungen, die die Zeit an diese Frau stellte, aber auch diese hat sie gelöst. Den größten Habsburger hat man sie oft genannt — jedenfalls die unvergessenste Landesmutter, vor der jeder gerecht Denkende sich noch heute neigt. Auch Maria Theresia hat ihre Herrschertätigkeit als zusammenhängende, gottgegebene Aufgabe gesehen. Die tief religiöse Auffassung tritt in zahllosen Regierungshandlungen zutage. Am packendsten spricht sie uns aus ihrem Privatleben an und aus der Erziehung und den Ermahnungen, die sie ihren vielen Kindern mitgegeben hat. Sie war eine sehr mütterliche Frau; zärtlich ist sie an dem Gatten geblieben, den sie immer und immer wieder zu sich hinaufziehen mußte und dem sie Piedestale schuf, denen er nicht gewachsen war. Mit ganzem Herzen war sie ihren Freunden zugetan, in schöner Dankbarkeit hing sie an allen, die ihr geholfen, an allen, die ihr persönlich anvertraut waren, besonders den zahllosen Hofdamen, für

---

<sup>2</sup> Gugli a, Eugen: Maria Theresia, ihr Leben und ihre Regierung. München, Oldenburg 1917, 2 Bde. X u. 752 S., Gr. 8<sup>o</sup>.

deren Lebensglück sie sich so erfolgreich einsetzte! Am wärmsten aber schlug ihr Herz für ihre 16 Kinder. Man staunt, wie die so Überarbeitete es möglich machte, solch eine Mutter einer solchen Kinderzahl zu sein. Aber sie vermochte es und die vielen Briefe an die Kinder, ihre Erzieher und Lehrer, die genaue Rechenschaft, die sie über die Studien und Charaktere jedes einzelnen laufend verlangte, könnte manche Mutter beschämen. Und doch hat sie, mit blutendem Herzen, eine Anzahl dieser geliebten Töchter bewußt zu unglücklichen Ehen bestimmt, weil sie erkannte, daß Volkswohl, Landesfrieden, das Heil der Vielen es erheischte. Ergreifend mahnt sie diese, besonders die 15jährige Karolina, die den schwachsinnigen König von Neapel heiraten mußte, sie solle dessen eingedenk bleiben, daß die Lebenspflicht einer Königin nur diese sei: im Dienste Gottes und seines Volkes die eigene Persönlichkeit restlos zurückzustellen. Kein Schmerz hat die große Frau daher so getroffen wie die Erkenntnis, daß Josef, ihr ältestes Kind, trotz aller Fürsorge die Wege seiner Mutter verlassen wollte. Und doch zeigen Kaiser Josefs Briefe, daß auch er der Sohn Maria Theresias war. Was Friedrich II. zum Hohn von ihm gesagt, er sei der Erzsakristan des Heiligen Römischen Reiches, das beruhte auf Wahrheit. Josef meinte wirklich Gott zu dienen, indem er die Kirche reformierte. Daß er sich die Enzyklopädisten zu Lehrmeistern bei diesem Werk ersah, war das Verhängnis!

Was bleibt über Elisabeth von Thüringen<sup>3</sup> zu sagen, das nicht schon längst gesagt worden ist? (Vgl. diese Zeitschrift 8, 1933, 309 ff.) Will man das Gottesgnadentum einer Königin in seiner holdesten Form darstellen, will man eine Frau sehen, die als Landesmutter wirklich das Ebenbild des Heilandes war, dann denke man an sie. Man möchte fast vergessen, daß dieses harmonischeste Wesen auch ein Mensch war, mit irdischer Schwere belastet. Aber der ernste Hintergrund ihrer großen Askese erinnert uns auch an dieses: Elisabeth hat einen hohen Preis gezahlt, um auf Erden eine so verklärte Lichtgestalt werden zu können. Darum sagen wir auch von ihr: heilige Elisabeth!

---

<sup>3</sup> Schmidt-Pauli, Elisabeth von: Pilgerin auf Erden. Leben der hl. Elisabeth. Berlin, Verlag für Kulturpolitik, 1931 (jetzt Paderborn, Bonifatius-Druckerei), 375 Seiten, gr. 8<sup>o</sup>. — Dieselbe: Die heilige Elisabeth, Gloria Teutoniae. Meitingen bei Augsburg, Christkönigsverlag vom Weißen Kreuz 1935, 54 S., kl. 8<sup>o</sup>, —.75 M (Lebensschule der Gottesfreunde, 16)

Mary Ward<sup>4</sup>, die Gründerin der Englischen Fräulein, und Magdalena Sophie Barat, Stifterin der Sacré-Coeur-Genossenschaft. Es ist schwer, in wenigen Worten über solche Menschen zu sprechen. Ihr Leben ist ja bekannt. Mary Ward, die Aristokratin aus der Zeit der englischen Katholikenverfolgungen, die von apostolischem Eifer entbrannte, sich erkühnte, trotz unendlicher Schwierigkeiten einen Frauenorden zu stiften, welcher nicht nur dem Gebet und dem Liebesdienst, sondern auch der öffentlichen Missionstätigkeit sich widmete. Was heute selbstverständlich ist, schien damals unerhört — gottgeweihte Jungfrauen, die den Schutz der Abtei verschmähen und Sünde, Elend und Unwissenheit aufsuchen, um sie zu heilen. Mary Ward war die Vorkämpferin nicht nur der Englischen Fräulein, sondern aller Frauengenossenschaften, die öffentlich wirken. Es muß das ein unerhört segensreiches Werk sein, denn Marys Leben scheint ausschließlich den einen Zweck gehabt zu haben, uns Menschen diese Gnade zu verdienen! Man kann wohl sagen, daß sie von früher Jugend an bis hin zum Greisenalter mehr litt und auf sich nahm, als ein Mensch vernünftigerweise zu ertragen imstande ist. Als sie im Sterben lag, war alles mißlungen! Die Kirche blickte mit tiefem Mißtrauen auf die Neuerin, die sogar Haft und Bann des Inquisitionsgerichtes hatte ertragen müssen; der Großteil ihrer Niederlassungen war schon wieder aufgelöst oder hatte sich als innerlich lebensunfähig erwiesen; fast alle Jünger waren von ihr zurückgetreten. Die letzte Reise nach England der seit Jahrzehnten qualvoll kranken Frau war ein Gang in die Verbannung, nachdem ihr Lebenswerk zerfallen war. Da ist sie selig, Gott lobpreisend gestorben. 1645 schrieb man damals. Heute sind Tausende von Englischen Fräulein und viele Zehntausende anderer gottgeweihter Frauen ähnlicher Berufe die Leuchten der Jugend am Wege zu Gott. Das Lebensopfer Mary Wards hat wohl im Himmel seinen Duft noch nicht verloren.

Als sie den Sacré-Coeur-Orden gründete, ist auch Magdalena Sophie Barat<sup>5</sup> auf jenem Wege gewandelt, dessen Schranken Maria Ward rund 150 Jahre früher aufgerissen hatte. Das liebe „Sacré Coeur“! Es gibt Tausende „alter Kinder“ dieser Lehrhäuser in aller Herren Länder. Gute und

---

<sup>4</sup> Coudenhove, Ida Friederike: Maria Ward — eine Heldenlegende. Salzburg, Pustet 1933, 272 S., 8<sup>o</sup>, 5.40 M.

<sup>5</sup> Die heilige Magdalena Sophie Barat und ihre Stiftung: die Gesellschaft der Ordensfrauen vom heiligsten Herzen. Mit einem Vorwort von Paul Wilhelm von Keppler. Freiburg, Herder 1925, 2. Aufl., XXI u. 488 S., 4<sup>o</sup>.

schlechte Frauen sind aus ihnen geworden. Man wird aber sehr selten eine finden, der nicht beim Worte „Sacré Coeur“ ein warmes Leuchten ins Auge kommt, bei der die Sehnsucht nicht aufdämmert, wieder so nahe beim Heiland zu sein, so liebeswarm wie damals, als man dort das „blaue Band“ empfangen hat. Ein ganz merkwürdiger Zauber haftet fürs ganze Leben der Sacré-Coeur-Erziehung an, auch noch bei solchen, die manches nachträglich besser wissen wollen. Sophie Barat muß diese Gnade irgendwie verdient haben. Vielleicht war es die wunderbare Demut und leuchtende Herzenswärme dieser überragenden Frau. Ihr Mut, ihre Zähigkeit, die Unbarmherzigkeit, mit der sie den immer kranken Körper von Land zu Land zwang, ihre Klugheit — das alles muß einem imponieren. Ihr wunderbares Gebetsleben, welches alle Gesetze körperlicher Müdigkeit aufhob, erklärt vieles. Aber was einen am tiefsten ergreift, ist ihre Demut! Die abgrundtiefe Demut dieser Frau, die ganz Unerhörtes erreichte! Die, im Gegensatz zu Maria Ward, das Werk, dem jede natürliche Voraussetzung fehlte, herrlich aufblühen sah — 111 Häuser standen schon zu ihren Lebzeiten segensreich da! Sie war wohl in der Schule gewesen bei der demütigen Magd von Nazareth, und die hat es zur Himmelskönigin gebracht!

Man kommt auf die liebe, anheimelnde Gotteserde zurück, wenn man dann die Biographien dreier Volkserzieherinnen des letzten Jahrhunderts in die Hand nimmt: Eleonore Stolberg, Dorothea Fromm, ‚Eva‘ von Tiele Winckler. Drei grundverschiedene Menschen, vom lieben Herrgott dennoch zu sehr ähnlichem Tun berufen.

Eleonore<sup>6</sup> war Sproß eines ganz katholischen Hauses, Enkelin des berühmten Konvertiten und Dichters Friedrich Leopold Stolberg. Sie entsprang einer Familie, in der es selbstverständlich war, alles für seinen Glauben einzusetzen, selbstverständlich und nicht der Rede wert. Das war eine Geistesrichtung, der Eleonorens Natur ganz entsprach. „Waschlappen gibt es ohnehin genug in der Welt“, sagte sie später gerne ihren Schülern — diesen Vorwurf brauchte sie selber sich nie zu machen! Die Zeit des Kulturkampfes kam, da fand die Christusfreudigkeit dieser alleinstehenden Frau ein reiches Arbeitsfeld. Die Orden wurden vertrieben, man hoffte, damit die Kirche ins Herz zu treffen. In Schlesien, ihrer Heimat, warf

---

<sup>6</sup> Sch w e t e r, Joseph CSsR.: Eleonore Gräfin zu Stolberg-Stolberg 1843—1928. Oblatin des Benediktinerordens. Eine große deutsche Caritasapostelin. Eine Förderin der Kath. Aktion. Kevelaer, Butzon & Bercker 1934, 223 S., 8°, 3.20 M (Große deutsche Frauengestalten, Bd. 1).

Eleonore sich in die Bresche. Die Hedwigsschwestern mußten weichen, mutig und schnell nahm sie ihre Anstalten an sich, bevor das Erbe dem Staate anheimfallen konnte. Sie wußte die Arbeit der Vielen in ihrer einen Hand zu vereinen und hielt die großen Waisenhäuser unversehrt, bis die Schwestern zurückkamen, ihr Lebenswerk fortzuführen, als wäre es nie unterbrochen worden. Die zehn Jahre, während derer sie Treuhänderin der Ordensfrauen gewesen, hatten Eleonore Scharfblick für solche Tätigkeit verliehen. Sie erkannte hierin nun ihre Lebensaufgabe. Ihre Energie, ihre Liebe schuf ein Waisenhaus, eine Erziehungsstätte um die andere. Zwei Ordensgenossenschaften ermöglichte sie es, Niederlassungen in Schlesien zu machen, Notkirchen, Altersheime, alles entsprang ihrer apostolischen Liebe. Sie hat Katholische Aktion in höchster Vollendung betrieben. Der kampfesfreudigen Natur ersparte der Herrgott aber auch die nötigen Widerstände nicht, deren größter sicher der eigene Charakter war. Der Kampf mit der eigenen Heftigkeit, mit Eigensinn und Selbstherrlichkeit — naturnotwendigen Begleiterscheinungen einer so fähigen Persönlichkeit — gaben dem inneren Leben Spannkraft und Reife. Denn Eleonore hat diesen Kampf beherzt ausgekämpft und siegreich zu Ende geführt. Als verborgener Schutzengel stand ihr dabei ein heiligmäßiger Priester zur Seite, ein Graf Brühl, der still, stets mit Kränklichkeit kämpfend, Mitarbeiter und Lenker der feurigen Frau war. Und zuweilen griff die harte, aber segnende Hand des großen Kardinals Kopp hemmend in die Zügel. Eleonore liebte ihren Herrgott mehr als sich selbst und mehr als ihre Erfolge, daher neigte sie sich in Dankbarkeit vor denen, die sie erzogen. Dieser innere Kampf war es wohl, der ihre erzieherische Tätigkeit so überaus segensreich machte. Es ist unmöglich, im kurzen Rahmen ihre originelle, aus Herzenstiefen kommende Pädagogik auch nur anzudeuten. Jeder der vielen hundert Zöglinge liebte persönlich und heiß diese Frau, die es verstand, ihre starke, herbe Liebe auf alle Bedürftigen ausströmen zu lassen.

Dorothea Fromm<sup>7</sup> stammt von einem Bauernhof, aus kleinsten Verhältnissen, aber liebevoller Familie mit gut katholischer Tradition. Das waren die Vorbereitungen, die ihr der Schöpfer mitgegeben, dazu einen ungewöhnlich hellen Verstand und von klein auf die Gabe, ihre Umwelt an sich zu ziehen und zu beeinflussen. Es war aber auch alles! Ihre Bildungs-

---

<sup>7</sup> Volmer, Ansgar OFM.: Ein Licht auf heiligem Leuchter. Dorothea Fromm 1827 bis 1887. Hildesheim, Borgmeyer 1932, 236 S., 8<sup>o</sup>, 4.— M.

möglichkeiten blieben mehr als bescheiden, über Geld und Gut hat sie ihr Lebtage nicht verfügt, ihre Nächsten starben bald und so mußte sie sich einsam durchs Leben schlagen. Gegen den Rat aller Freunde riß sie sich von ihrer bäuerlichen Umwelt los, studierte, so weit es ihr möglich war, und ging dann nach Paris, wo sie als Erzieherin in verschiedenen hochgestellten Häusern Charakter und pädagogisches Wesen zur vollen Reife brachte. Auch dann gab es ein langes Herumtasten. In der damaligen Banlieue von Paris, bei verkommenen Kindern englischer Fabrikstädte, Kindern, die an Typen aus Dickens Büchern erinnern, schulte die Deutsche ihre Kräfte. Bis Gottes Fügungen es ihr ermöglichten, dem inneren Drange zu folgen und in der eigenen Heimat, auf dem Eichsfeld, Erziehungsheime für Arme und Reiche zu gründen und zu leiten. Als sie 1887 starb, lebten fünf große Anstalten, in denen viele hundert Kinder zu treuen Katholiken und fähigen Staatsbürgern erzogen wurden, und zwar durch ihre Tatkraft und unter ihrer persönlichsten Führung. Auch das in der gefährlichen Zeit des Kulturkampfes! All diese Häuser waren in „heiligem Leichtsinne“ geschaffen worden, ohne Baukapital und ohne vernünftige Aussicht, zu solchem zu kommen, trotz Rat und Warnung jedes Einsichtigen. Dem heiligen Josef wurde bedenkenlos die Begleichung aller Schulden zugeschoben, die gemacht worden waren, um die Lieblinge seines Pflegesohnes zu beherbergen. Und St. Josef hat sie alle bezahlt! Auch Dorothea Fromm war ein Heißsporn wie Eleonore Stolberg, auch sie konnte einen kieselharten Schädel haben. Ansonsten scheint sie aber ausgeglichener und stiller gewesen zu sein. Zärtliche Liebe, überlegene Klugheit und viel Humor kennzeichnen ihre pädagogische Art. Nicht nur alle Zöglinge, auch alle Lehrerinnen vergötterten sie, obgleich sie sich auch ein wenig vor dieser Frau fürchteten, deren stahlblaue Augen jeden Fehler sogleich erspähten, wenn auch der Mund oft gütig den verdienten Tadel unterließ. Die knappe Form ihrer Biographie, die fast nur an den äußeren Ereignissen dieses Frauenlebens haftet, verhüllt uns den Einblick in die innere Entwicklung des Menschen. Innige Religiosität, ein brennendes Verlangen, dem Willen Gottes zu folgen, auch während der langen Jahre, da sie nicht wußte, wohin ihre „Stimme“ sie führte, und große Mütterlichkeit, das scheinen die Triebfedern dieser sehr lebenswürdigen Frau gewesen zu sein, der ein heller Verstand und viel pädagogischer Instinkt helfend zur Seite standen.

Was Dorotheas Lebensbeschreibung vorenthält und Eleonores nur andeutet, das gewährt in reichem Maße das Buch über Eva von Tiele Winck-

ler<sup>8</sup>, der späteren „Mutter Eva“. Es kann sich auch auf sicherstes Material stützen, auf die Aufzeichnungen, die Mutter Eva selber über ihr inneres und äußeres Leben geführt. Aufzeichnungen, welche ein tiefdemütiger Mensch gemacht, für kein forschendes Auge geschrieben. Die nur bestimmt waren, den Reichtum inneren Lebens zu bewältigen und zu bewahren. Zu dieser besten Quelle kommen die zahllosen Briefe und Vorträge, mit denen Mutter Eva die ihr anvertrauten Seelen der Diakonissen mit in die lichten Höhen ziehen wollte, in denen sie selber zu Hause war. Eva entstammt einem frommen protestantischen Haus, in dem ein sehr schönes Christentum gelebt wurde. Als junges Mädchen erlebte sie auf der Osterinsel eine Gnadenstunde, die einer Offenbarung glich, sie erkannte ihre Berufung, ihr Leben in Oberschlesien, der engeren Heimat, Werken der Barmherzigkeit zu widmen. Sie hat sich dem Rufe Gottes freudig hingegeben. Aber es war ein langer und dornenreicher Weg, bis die junge Baronin zur Mutter Eva geworden, zur Vorsteherin zahlreicher Heime, die ihre starke Liebe für Verlassene jeder Art gegründet. Kinder, Greise, Kranke, Gefangene, alle umfing ihre heilandsartige Barmherzigkeit, und bei all dem fühlte sie sich stets als die unwürdige und unfähige Magd Gottes. Widerstände gab es von außen, Widerstände von innen, einen kränklichen Körper galt es zu überwinden, wie es im Ratschlusse Gottes zu liegen scheint, daß die meisten Menschen, die Großes für Ihn leisten, es im Kampf mit Kränklichkeit vollbringen müssen. So auch diese drei Frauen der Barmherzigkeit. Nicht nur an Geld und Gut gaben sie weit mehr, als sie jemals besaßen, auch von ihrem Körper verlangten sie Leistungen, die seine natürlichen Kräfte erheblich überschritten. Und sie erreichten mehr, als sie selbst zu hoffen gewagt! Mutter Eva hatte nicht nur ein schwaches Herz, sie hatte auch, durch die Hälfte ihres Lebens, den menschlichen Stolz zu bekämpfen. Erst die alternde Frau verstand es, sich völlig der Leitung Gottes zu unterwerfen. Völlig zu begreifen, daß die vollkommene Liebe jede Spur eigenen Denkens und Wollens im Verkehr mit unserem Herrgott ausschließt. Als sie aber diese Höhe errungen hatte, ging sie mit Engelsschritten auf ihr weiter. Sie gehört zu jenen Auserwählten, die das Evangelium der Lilien und Sperlinge, das göttliche „Sorget euch nicht!“ vollkommen erfüllte. Dafür wurde sie mit Gnaden förmlich überschüttet. Das höchste Streben ihres

---

<sup>8</sup> Th i e m e, Walter: Mutter Eva, die Lobsängerin der Gnaden Gottes. Das Lebensbild der Schwester Eva von Tiele-Winkler. Berlin, Röttger 1932, 336 S., 8<sup>o</sup>, 4.80 M.

Lebens blieb es denn, für diese Gnaden dadurch zu danken, daß sie sie an andere weiterleitete, in erster Reihe an all ihre Diakonissen, die sie mit wahrhaft mütterlicher Innigkeit liebte. Staunend steht man vor dieser Frau, die ohne eigene Schuld von der Segensfülle der meisten Sakramente ausgeschlossen blieb und dennoch um ihrer Liebe willen so nahe an die Ewige Liebe herankam. Und es zieht einem das Herz zusammen, daß es die grausame Glaubenstrennung gibt. Wie wären die Kommuniondank-sagungen Eva Tiele Wincklers gewesen! Was Dorothea und Eleonore, die Katholiken, in inniger Vereinigung mit dem eucharistischen Heiland gefunden, das suchte die Protestantin in Gottes Wort. Ehrfürchtiger und treuer ist wohl noch niemand Gottes Spuren in den heiligen Schriften gefolgt, und aus dieser Quelle reichte ihr der Herr wirklich das „lebendige Wasser“. Pastor Bodelschwingh steht führend an ihrer Seite, und wenn er auch zweimal bewußt ihren Weg umgebogen hat, als dieser die Suchende in die katholische Kirche zu führen schien, so muß man sich doch neigen vor der Christusähnlichkeit dieser Gestalt. „Christus unser aller König!“ darf man wohl jubeln, wenn man solche Menschen sieht, die wirklich den Triumph der Gnade darstellen über den Erbfeind — selbst über seine furchtbarsten Waffen: Glaubensspaltung und Abfall: „Ich bin nur Sein Gnadenkind, Sein glückliches Gnadenkind“, waren Mutter Evas letzte Worte, es ist das Tiefste, was über dieses Frauenleben gesagt werden kann!

Sehr anders steht die urwüchsige, etwas knorrige Gestalt der Schweizerin Catharina Sturzenegger<sup>9</sup> vor uns. Auch sie war nicht ein Kind der Kirche. Es möchte scheinen, als ob der liebe Herrgott bis in ihr hohes Alter hinein überhaupt eine untergeordnete Rolle in ihrem Leben gespielt hat — obzwar das schwer zu erkennen ist bei dieser Frau einer rein praktischen Tätigkeit, die nie ein Wort über ihr inneres Leben niederschrieb. Praktischer Liebestätigkeit allerdings, und das war das Flußbett, welches Catharina schließlich in den Hafen Christi führte — in ihrer letzten Krankheit fand sie den Weg zur katholischen Kirche, und eine plötzliche und ergreifende Innigkeit füllte dann das letzte Lebensjahr der tapferen Kämpferin aus. Catharina war eine Kampfnatur, fast könnte man sagen ein Don Quichotte — fast, aber nicht ganz, denn ihre vielen Streiche wurden doch nicht auf Windmühlen verschwendet. Wohl aber auf jeden Feind, der sich

---

<sup>9</sup> Morel, Maria: Catharina Sturzenegger. Frauenfeld-Leipzig, Huber 1932, 243 S., 8<sup>o</sup>, 3.40 M.

irgendwo am Horizonte zeigte. Aus kleinsten Verhältnissen kommend — die Kinderjahre vergingen am Webstuhl —, hat sie sich zur Lehrerin durchgekämpft, ein starkes Stück Arbeit für ein mittelloses Mädchen in den Siebzigerjahren des letzten Jahrhunderts. Sie faßte ihren Beruf so weitausgreifend auf, fühlte sich für alle Schäden des Ortes so verantwortlich, daß sie sich, neben der heißen Liebe der Bewohner, bald auch ein chronisches Leiden holte und ihrer Lehrtätigkeit entsagen mußte. Die Folgen dieser Überanstrengung mußte sie ihr Lebtage mit sich herumschleppen! Gute Freunde verhalfen der Arbeitslosen zu einer Stellung als Posthalterin. Aber auch da mußte sie so viel Lanzen brechen, für jeden Berufsgenossen fern und nah, daß sie sich schließlich mit allen Vorgesetzten verdarb. Dies, und das immer wiederkehrende Leiden zwangen sie, auch diesen Posten aufzugeben. Im Krankenhaus lernte sie dann Henri Dunant kennen, den Apostel des Roten Kreuzes und aller Friedensverbände. Seine großen Gedanken nahmen sie ganz in Beschlag und füllten nun ihr weiteres Leben aus. Wo es in der Welt Krieg gab, wo jemandem Unrecht zu widerfahren schien, da mußte das kleine schweizerische Fräulein dabei sein. Und das mit ewig leeren Taschen und das auch dann noch, als seine Haare schon längst grau geworden waren. Japan und Serbien wurden die Hauptschauplätze des menschenfreundlichen Tuns. Als Kriegsberichterstatterin war Catharina während des Russisch-Japanischen Krieges im Lande des Mikado, und ihre feurige Feder gewann ihr solche Sympathien, daß sie im ganzen Lande mit offenen Armen empfangen wurde. Ja, die Behörden zogen sie sogar immer wieder bei Reformplänen zu Rate; es geschah auch, daß sie den führenden Beamten kühn und erfolgreich selbst solche vortrug. Noch ausgedehnter, noch leidenschaftlicher wurde diese Tätigkeit in Serbien; die Balkankriege und den Weltkrieg hat die alternde Frau dort mitgemacht. Oft genug im Schützengraben, als Pflegerin der serbischen Verwundeten sowie deutscher und österreichischer Gefangener, aber auch als Journalistin, die um Sympathie und Liebesgaben in der Presse aller Länder für das Volk ihrer Liebe warb, ist Catharina Sturzenegger eine große Wohltäterin Serbiens geworden, die dort nicht vergessen wurde. Das serbische wie das schweizerische Wappen ziert heute ihren schlichten Grabstein. Auch in den letzten Jahren blieb die Siebzigerin ihrer Lebensform treu: unermüdlich, krank, oft ohne einen Franken in der Tasche, so kämpfte sie nun, mit Vorträgen und Artikeln, für den Weltfrieden. Und wurde mit dem nächsten Feind doch niemals fertig — dem heißen, heftigen Tempera-

ment, das sich eigensinnig um den goldenen Kern ihres Herzens legte. Erst im letzten Lebensjahr, als sie im Krankenhaus der Kreuzschwestern den Heiland gefunden, wurde alles gut. Da fand sie den äußeren Frieden und die innere Sanftmut, denen sie so lange vergeblich nachgejagt. Nun ruht sie, die Tapfere, und braucht nicht mehr zu kämpfen!

Von der gleichen, fast unheimlichen Energie, aber von Jugend an in die festen Bahnen streng katholischer Lebensform gebettet, ist Maria Theresia Gräfin Ledóchowska<sup>10</sup>, die Gründerin der Petrus-Claver-Sodalität. Der große Kardinal Lavigerie lenkte den Idealismus der jungen Hofdame der Herzogin Alice von Toskana, die in Salzburg lebte, auf das Gebiet der Afrika-Mission. Um ihn sprechen zu können, hat sie sich fast einen Herzkollaps geholt! Der Kirchenfürst weilte nämlich zur Erholung in einem Bergdorf und Maria Theresia, zeitlich sehr eingeengt, lief den Gebirgsweg zu ihm trotz glühender Hitze in einer Geschwindigkeit hinauf, die dem begleitenden Jägerburschen unmöglich war und ihr eigentlich schon gar. Aber sie erzwang es, erreichte den Bischof und ihren Lebensberuf. So hielt sie es immer — ihr äußeres Werk und die innere Heiligung wurden im Galopp gemacht. Aber da nicht Eitelkeit oder Selbstsucht die Triebfedern waren, vielmehr tiefe, reine Gottesliebe, so hat die seltene Frau ihr Ziel dennoch erreicht. Sie hat ein Missionswerk für Afrika geschaffen, das diesem verlassenem Erdteil ein ganzes Heer neuer Missionare ermöglichte, sie hat das Missionsinteresse Europas erst recht ins Leben gerufen, sie hat eine Sodalität gottgeweihter Seelen gestiftet und hat sich selber zu solcher Höhe der Vollkommenheit hinaufgearbeitet, daß jeder ihrer einstigen Mitarbeiter ergriffen sagt: sie war eine Heilige. Sie ist unendlich glücklich geworden in ihrem Leben, das leuchtet aus ihren Briefen und Aussprüchen heraus.

Nun bleiben nur noch die Frauen, denen scheinbar kein Feld der Tätigkeit gegeben ward: Madeleine Sémer und Maria Sauer, welche leidenschaftlich nach Vollkommenheit strebten, und dann Dorothea von Preußen und Schwester Miriam, deren Heiligkeit uns Durchschnittsmenschen erschauern macht.

---

<sup>10</sup> Biela k, Valerie: Maria Theresia Gräfin Ledóchowska. Nach dem italienischen Original übertr. u. erweitert von Auguste Sander. Salzburg, Claver-Sodalität 1931, XX u. 336 S., 8°, 3.50 M.

Die beiden ersteren stehen mitten im Alltag. Madeleine<sup>11</sup>, die Französin, aus kleinbürgerlichen Verhältnissen, deren religiöse Kindheit schon im 14. Lebensjahr „aufgeklärt“ und zerrissen wird, wird zur geistreichen, eleganten Welt dame, die an nichts glaubt, was ihren Sinnen verborgen bleibt. Dann zerschlägt sich ihre Ehe, ihre Lebensverhältnisse werden immer drückender, ja, bald sieht sie sich im schweren täglichen Kampf ums liebe Brot. Ihre Freunde und Schmeichler treten zurück, sogar vom heißgeliebten Sohn trennt sie der Zwang des Geldverdienens. Und nun beginnt sie, die immer intellektuelle Spielerei geliebt und viel gelesen, ernstlich mit den Problemen des Lebens zu ringen. Ehrlich und hart, durch viele lange, bitter schwere Jahre. Sittlichen Adel und warme Menschenliebe hatte sie sich immer zu bewahren gewußt; diese ebnen nun der Gnade den Weg. Eine gütige Oberin, welche die Arbeitslose bemuttert, und die katholischen und allgemein christlichen Schriftsteller aller Zeiten sind ihre Bundesgenossen. Madeleine siegt, führt auch ihren Sohn, und zwar, während er als Soldat im Schützengraben liegt, durch ihre Briefe zum wahren Glauben — Briefe, die erleuchtete Apologie sind und doch auch erfüllt von dem Herzblut einer Mutter, die sühnen will, daß sie ihrem Einzigen den Kindheitsglauben vorenthalten hat. Bald darauf ergreift die rauschende Macht der Gottverbundenheit Madeleines Seele, sie empfängt geheimnisvolle Heimsuchungen und ihr Dasein kann ein Kampf mit der Ekstase genannt werden durch sieben lange Jahre! Erschreckt durch die Überfülle wendet sie sich nun hilfesuchend an einen Priester, unter dessen Führung sie sicher über die schwindelnden Höhen dieses mystischen Lebens geht. Sieben Jahre lang, ohne von den Alltagssorgen befreit zu sein, ohne schützende Klostermauern! Am 7. Mai 1924 ist sie gestorben, flüsternd: „Ganz gerade in die Wahrheit hinein! Ich sehe schon das Licht!“

Sehr anders als jene Adlergleiche war die Rheinländerin Maria Sauer<sup>12</sup>. Scheinbar wenig bedeutend, kränklich, von melancholischer, empfindsamer Natur, so ist sie durch ihr nur 28 Jahre langes Leben gegangen. Sie wollte Lehrerin werden, brachte es aber nicht ganz dazu. Sie mag für die Mitwelt nicht besonders anziehend gewesen sein — vielleicht auch trägt nur ihre Biographie die Schuld an dieser Vermutung. Aber unter dieser grauen

---

<sup>11</sup> Klein, Félix: Madeleine Sémer 1874—1921. Übersetzt und Nachwort von R. Gardini. Mainz, Matthias Grünewald 1929, X u. 295 S., 8<sup>o</sup>, 5.50 M.

<sup>12</sup> Franzén, Friedrich: Werden und Reifen einer ringenden Seele. Maria Sauer. Limburg a. L., Pallotiner-Verlag 1928, 224 S., 8<sup>o</sup>, 3.50 Mk.

Hülle barg sich eine Seele voll verzehrender Gottessehnsucht. Als kleines Kind schon nahm sie sich vor: „Ich will eine Heilige werden, eine große Heilige!“ Nie hat sie dieses Ziel aus den Augen verloren. Ein peinlich gewissenhaft geführtes Tagebuch legt Zeugnis von ihrem Ringen ab. Schrittweise bekämpft sie allen Kleinmut, ihre Gottesscheu wandelt sich zu reiner Liebe, die mühseligen körperlichen Leiden werden zu geliebten Himmelsprossen. Zum Schluß ist alles Licht und Freude — Gott und alle Seine Geschöpfe. Dann stirbt sie. „Alle Herrlichkeit der Königstochter ist im Inneren“ kann man sicher von dieser Magd des Herrn mit den Worten des Psalmisten sagen. Aber dort heißt es weiter: „In goldenem Saum steht sie, gehüllt in bunte Pracht“ und „in Freude und Jubel wird sie geleitet und ziehet ein ins Königsschloß“. Wie mag es der demütigen Maria Sauer zumute gewesen sein, wenn es geschehen ist, daß sie durch Gottes Gnade „einzog ins Königsschloß“?

Wenn die Welt an der Tugend einer Maria Sauer und Madeleine Sémer vielleicht vorbeigehen mochte, so stand sie still und erschauerte vor Dorothea von Preußen<sup>13</sup>. Im Mittelalter lebte diese, in Danzig, und ihre Liebe und ihr Bußeifer waren von der Art, wie wir sie heute kaum zu erdenken wagen. Tochter wohlhabender Bauersleute, verheiratet mit einem harten Mann, dem sie sieben Kinder schenkte, als Witwe, schließlich eingemauerte Klausnerin an der Apsis des Domes in Marienwerder — das war ihr Lebenslauf, ihr äußeres Leben. Aber ihr inneres war dieses: innigstes mystisches Einssein mit Gott, ununterbrochene Bußübungen von furchtbarer Strenge, zahllose Gesichte, in denen der Heiland und die Gottesmutter vertraut mit ihr verkehrten, genaue Seelenkenntnis ihrer Mitmenschen, denen sie eine gewaltige Bußpredigerin wurde. Und nach ihrem Tode, am 25. Juni 1394, zahlreiche Wunder und Gebetserhörungen.

Die mittelalterlichen Heiligenbeschreiber neigten sich so ehrfürchtig vor ihren Helden, daß sie es nicht wagten, ihre menschlichen Eigenschaften darzulegen. Und gerade dieses zieht uns psychologischer Veranlagte so an: Wie erreichte diese oder jener die lichte Höhe, auf der wir sie sehen? Die Chroniken schweigen, und so können wir auch Dorothea von Preußen nur verehren, aber nicht wirklich erkennen.

---

<sup>13</sup> Nieborowski, Paul: Die selige Dorothea von Preußen. Ihr Heiligsprechungsprozeß und ihre Verehrung bis in unsere Zeiten. Breslau, Ostdeutsche Verlagsanstalt 1933, 244 S., 8<sup>o</sup>.

Anders ist es mit der kleinen Miriam<sup>14</sup>, dem Arabermädchen, das vor 90 Jahren in Abellin bei Nazareth geboren wurde. Sie war eine Christin, erlitt zwölfjährig von einem mohammedanischen Verwandten das Martyrium, bis eine Erscheinung der Gottesmutter die Verblutende heilte. Dann lebte sie als Karmeliterin ein Leben glühendster Gottesliebe. Schrittweise, aber mit sehr schnellen Schritten, ging sie in die Wunderwelt vollkommener Gottesschau ein. Die Schwäche und Wildheit ihrer Natur überwand sie mit unerhört strengen Bußübungen, soweit sie die Erlaubnis der Oberen erhalten konnte. Vielleicht hat der Herr sie als Sühneopfer für das Land ihrer Geburt erwählt, vielleicht hat Miriam sich selber dafür angeboten — wer kann es wissen? Jedenfalls legte der Herr ihr Leiden auf, wie einst dem Dulder Job, sogar die erschauerliche Marter zeitweiliger Besessenheit scheint sie durchlitten zu haben. Jahrelang war sie den Ordensobern ein Gegenstand tiefsten Mißtrauens, bis ihre Demut und ihr Gehorsam alles überwand. Zwischen den Prüfungen aber ließ der Heiland seine kleine Vielgeliebte die Wonnen höchster Beschauung verkosten. 1878 ist sie in Bethlehem gestorben. Viele hoffen, daß auch sie einmal heiliggesprochen werden wird. Vielleicht. Unsere Kirche ist so fruchtbar, daß man nicht genug Altäre erbauen kann, um all ihre Heiligen auf solche zu erheben, und wenn an jedem Orte Gotteshäuser prangten! Aber keiner, der Miriams Leben las, kann bezweifeln, daß der Herr der Herrlichkeiten einen würdigen Thron für seine kleine Leidensbraut gefunden haben wird.

Jetzt sind sie herbeibeschworen, all diese Frauen, und wer wagt zu sagen: Diese ist die größte? Die größte vor Christus dem Herrn? „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder“ — aber sie alle waren wie die Kinder, sobald sie vor ihrem Schöpfer knieten! Einigen hat der Stellvertreter Gottes den Heiligenschein verliehen und diese sind selbstverständlich unsere Führer. Aber nicht um diese Frauen selber geht es hier, sondern um den Weg, den sie erwählten, um das Werk, das sie getan. Wem gebührt die Krone?

Es ist ein Wunderbares um christliche Fürstinnen, welche die Schirmer der Kirche waren. Sie hatten so große Macht und der Glanz und Schim-

---

<sup>14</sup> Gebhard a. S. Laurentio OCD.: *Mirjam von Abellin oder Maria von Jesus dem Gekreuzigten, Karmelitin von Bethlehem*. Regensburg, Habel 1931, 103 S., kl. 8°. 1.30 M. — Kurze Bearbeitung des Werkes von Benedikt Stolz OSB.: *Mirjam von Abellin*. Bigge-Ruhr, Josefsdruckerei 1929.

mer des Thrones war ihnen verführerisch nahe, dazu die Leidenschaftlichkeit großer Geschlechter. Aber sie haben sich so ganz als Treuhänder Gottes gefühlt, daß Sein Dienst ihr Leben ausfüllte. Ihr Alltag war Anschauungsunterricht des Christentums für ein ganzes Volk. Und all ihre Arbeit: Aufbau des Reiches Gottes. Die anderen zehrten von der Nahrung, die jene gaben. Zehrten und zehren, denn Leuchter am Berg geben Licht für alle Geschlechter. Zeitlicher Abstand versinkt, wenn es sich um Erbschaft und Erben handelt.

Es ist etwas Wunderbares um solche Herrscherinnen, aber können sie sich vergleichen mit Frauen wie Mutter Barat und Maria Ward? Die Kirche preist Gott den Herrn um ihretwillen: „durch die Du Deiner Kirche eine Schar neuer Kinder schenken wolltest“ — so ehrt sie Ordensstifter! Freilich, nur Ausgewählten ist dieser Weg gegeben; es gehört die gewaltige Berufung dazu, die solche Werke ermöglicht, und keiner kann sich eigenwillig herandrängen. Aber neben der allmächtigen Gnade steht doch der Mensch. Und es ist recht, sich auch vor ihm zu beugen. Denn keine Berufung zwingt den Berufenen, aus freier Liebe muß er das Gnadengeschenk annehmen und ertragen — ein bitter schwerer Kreuzweg ist das Leben solcher Erwählten!

Karitas ist das Kennzeichen des Christentums, welcher Lebensinhalt kann also der dienenden Nächstenliebe vorgezogen werden? Kaiser bauten Dome und christliche Reiche, Ordensstifter zeigten Tausenden den Weg des Lebens, aber die Stillen, Unbemerkten, die Kranke pflegen und schwache Kinder retten — müssen diese vor irgend jemandem zurücktreten? „Daran soll man erkennen“ — dieses Christuswort dürfen sie doch ganz besonders für sich in Anspruch nehmen!

Und wieder — wer leuchtet wie die gottgeweihten Seelen? Jungfräulich und heilig, die alle Fesseln abgestreift, deren Lebensglück Liebes- und Sühneopfer ist, menschlich schwaches Abbild des Welterlösers am Kreuz! Sie stehen wahrhaftig auf dem Bergespitze und alle anderen senken die Blicke vor ihrem Glanz.

Genug des Fragens! Denn vergebens, abwegig ist es, solche Werte gegeneinander abwägen zu wollen. Vielmehr — keine Lebensart ist besser und keine schlechter. Und was diese einzelnen Frauen betrifft, sie waren alle groß! Denn jede brachte ihre ganze Kraft zum anvertrauten Werk. So verschieden, Jahrhunderte weit getrennt, sie waren, sie haben dennoch viel Gemeinsames. Gerade das, was sie so weit gebracht, gerade die Wurzeln

sind ihnen allen eigen. Die Wurzel der Gottesliebe vor allem, der Liebe, die stark genug ist, sich selber restlos zu opfern. Gott mehr zu lieben als das eigene Ich, aber auch mehr als das geschaffene Werk, für das man alles hingegen und das doch Ihn und nicht den menschlich schwachen Schöpfer verherrlichen soll, das man darum mit Gleichmut stürzen und zerfallen läßt, wenn es der Herr so will.

Die zweite Wurzel dann, die Nächstenliebe, die unermüdliche, ungeduldige, ja selbst unvernünftige Liebe, die fremdes Leid einfach nicht ertragen kann. Ist diese Liebe allgemeines christliches Gebot, wie ist sie dann erst recht das Lebensgebot einer Frau! Da erreicht sie auch ihre Vollendung, im Liebeslied erklingt der vollste Ton, der reinste, dem keiner widersteht, der Ton der Mutterliebe. Zutiefst, zuerst ist alles Frauenlieben Mütterlichkeit, wenn es ganz rein und selbstlos ist. Das eigene Kind, der fürsorgebedürftige Mann, die Kleinen, die Müden, die Ausgestoßenen der Erde — warum ergreift es jede gute Frau so unwiderstehlich, daß sie diese alle beschützen möchte, ja muß? Von allen Gaben, die der Herrgott der Frau gegeben, ist doch keine so köstlich wie diese: daß sie Mutter sein darf. Hüterin des Schwächsten, die mit dem eigenen Herzblut jene ernährt, die ohne sie niemals zum Leben reifen könnten. Warum hat armselige Menschenphantasie das Märchen vom Pelikan erfunden, da doch der Herrgott Mütter geschaffen hatte? Wem fünf Talente gegeben wurden, muß zehn zurückerstatten — die Frau, der der Herr eine so überaus köstliche Gabe anvertraut, kann ihm dafür nichts Geringeres wiedergeben als eben Mutterliebe. Dabei kommt es nicht darauf an, ob diese Mütterlichkeit eigenen Kindern oder anderen Hilfsbedürftigen gereicht wird. Es liegt ja meist mehr an dem Herrgott selbst als an der Frau, ob sie ein geliebtes Kind im Arm halten darf. All diese Frauen, die hier den Weg zu Christus fanden, sie waren eminent mütterliche Naturen. Es war die sichere Tugend, die sie Gott wohlgefällig machte. Man darf es nie vergessen: als Gott der Herr eine Frau zur Gebenedeiten unter den Weibern machen wollte, da bot Er ihr an, Seine Mutter zu werden!

Im Tiefsten sind alle guten Menschen gleich, und darum ist es müßiges Bemühen, im Reiche Gottes nach dem Apfel des Paris zu suchen. Denn hier gibt es keinen höheren und keinen geringeren Weg, wenn jeder nur himmelwärts gerichtet ist. Im Gegenteil, der eine Pfad macht erst den anderen möglich. Die Kirche Gottes ist das vollkommenste Bauwerk, auch nicht der kleinste Teil ist leeres Zierat daran. Ein jedes trägt und stützt

und keines kann weggelassen werden. Zunächst schon äußerlich. Christliche Kaiser und Kaiserinnen schaffen das Reich, in dem der Glaube sich ausbreiten kann. Apostel und ihre männlichen und weiblichen Helfer waren schon deren Voraussetzung. Und nun sind alle vonnöten — die, welche lehren, und jene, die gelernt haben und nun dem empfangenen Wort gemäß leben. Solche, die schreiben, und die andern, die ehrfürchtig lesen. Es gibt kein Nötiger und kein Weniger-notwendig im Reiche Gottes. Die Menschen brauchen sich aber nicht nur äußerlich, aus praktischen Gründen. Viel tiefer brauchen sie sich seelisch. Woher soll Priester und Laie der öffentlichen Tätigkeit die Gnadenkraft nehmen, wenn niemand sie ihm erbetet? Wie leicht reißt ihn der Kampf in die Niederungen, da kann die innere Quelle schnell versiegen! Aber aus den Klöstern, von den Kranklagern strömt ein goldener Quell, den lenkt der Herr in das dürr gewordene Erdreich. Und gar bei der Arbeit des Guten Hirten — beides braucht der Sünder und kann das eine nicht entbehren und nicht das andere: die mahnende Hand, welche die Wunden der Seele aufzeigt, dazu die mitreißende Gnade, die seiner widerstrebenden Natur hilft, dem strengen Arzt zu folgen. Nicht genug damit, noch tiefer geht die mystische Verbundenheit derer, die Christus dienen wollen — es ist ein unbegreiflich Ding, wenn man es recht bedenkt! Gott der Allmächtige ist doch der Weltenherr und Sein ist es, die Geschehnisse zu lenken und Lohn und Strafe auszuteilen. Aber — man muß es nur erkennen, was der Herr da tut, was Er mit Seiner Weltordnung gemacht hat! Immerzu hält ja der Vater im Himmel die Hand Seiner Barmherzigkeit segnend über alle Geschöpfe ausgebreitet. Wenn aber die Unzahl der Sünden schließlich allzu laut um Rache schreit, wenn sie die Hand der Gerechtigkeit herausgefordert hat, die strafende Hand, dann läßt Gott ein großes Wunder geschehen: fürbittende Menschen, liebende, leidende Menschen dürfen dazwischentreten! Nicht nur für sich, auch für andere dürfen sie einstehen, dürfen die Zuchtrute Gottes leise beiseiteschieben! „Ziehe Deine Hand aus Deinem Busen!“ heißt es im Alten Testament, und der Zorn Gottes wird damit auf den Feind herabbeschworen. Aber heute ist es anders — erlöste, gottliebende Seelen bewegen den Herrn, die Richterhand wieder zu verbergen! Ja, es geht noch weiter, noch gewaltiger ist die innere Macht der betenden Menschen: nicht nur die Strafe Gottes, auch die Beleidigung selber, die ihm angetan, kann der Mensch austilgen, als wäre sie nie gewesen. Die zertretenen Tempel der Ehre Gottes kann die Liebe eines kleinen Kindes wieder er-

richten! Das ist ja doch der tiefste Sinn der Sühne, diese an die Allmacht grenzende Macht der Gotteskinder, die ihren Ursprung findet im innersten Herzen der Kirche, in welcher der Sohn Gottes verborgen ruht.

Es ist wohl müßig, Menschenwege und auch Frauenwege gegeneinander abzuwägen! Wenn man es recht bedenkt, so ist die Form doch nicht gesprengt, in welcher Eva wirkte. Sie ist nur zerlegt. Eva hat Gott geliebt und jene Menschen, die ihr der Schöpfer gegeben. Gewiß, sie war zu stolz und ist daher gefallen — in lebenslanger Reue hat sie die Schuld gesühnt, und schließlich hat ihr Weg zum Welterlöser geführt. Es ist auch heute nicht anders. Wir lieben, wir sündigen, wir können sühnen, denn wir sind erlöst worden, Gott sei Dank! Wir streben und arbeiten alle und rufen im tiefsten Grunde unseres Herzens nach dem Herrn. Auf tausenderlei Art in tausend Lebenslagen, mit unterschiedlichem Eifer. Und jeder Frau und jedes Mannes Tun fügt sich zum andern, langsam, Stich um Stich, und unbemerkt entsteht daraus Gottes Werk. Auch die Armen, die Außenstehenden arbeiten daran, alle, die das Gute wirken wollen, und wenn sie es auch nicht beim Namen nennen können. Alle, die von der Liebe stets aufs neue in die Richtung nach oben gezogen werden.

Teppichweberinnen sitzen am Stuhl, sie knüpfen tausend mal tausend winzige Knoten, nur ein kleines Stückchen Papier liegt vor ihnen, nur einen winzigen Teil des Musters können sie erkennen. Manchmal jahrelang. Und jede mag meinen, ihr Stück käme gar nicht vorwärts, ihr Stück wäre ohne Sinn und Wert, entmutigend leicht entbehrlich. Aber schließlich kommt doch die Stunde, in der das ungeheure Werk vollendet ist. In welcher der Meister kommt und den ganzen Webstuhl öffnet. Teil wird an Teil gesetzt, Borte und Mittelstück kommen zusammen. Und schließlich wird das Ganze entrollt — siehe, ein wunderbar schönes Kunstwerk! Einheitlich, in vollkommener Farbenharmonie, kein Knoten fehlt, kein Knoten ist zu viel. O daß wir dabei sind, wenn diese Stunde anbricht, wenn der Weltenmeister kommt und Seiner getreuen Braut die Arbeit aus der Hand nimmt! Engelshände erfassen dann wohl erschauernd das Kunstwerk der Jahrtausende. Und wenn der Teppich aller christlichen Leben dann vor dem Throne des Vaters ausgebreitet wird, wenn sich der Gottessohn würdigt, über ihn zu schreiten, wenn dann kein Knoten fehlt, auch nicht ein einziger — Jesus Christus, o laß uns dann dabei sein!